

**„Aus der Enge in die Weite.
Glaube zwischen Weltangst und Gottvertrauen.“
Vortrag zum Programmabschluss
der Evangelischen Stadtakademie Bochum
am 13. Dezember 2016 in der Christuskirche Bochum**

Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen

I. Die Reformation als entängstigende Bewegung

Im Sommer dieses Jahres – meine sehr verehrten Damen und Herren – schrieben die Zeitungen: „2016 ist das Jahr der Ängste“. Eine Umfrage ergab, dass „die Ängste der Deutschen“ innerhalb eines Jahres so stark gestiegen seien wie nie zuvor.

Was ist das für ein Phänomen? Und wie begegnen wir diesem Phänomen im 500. Jubiläumsjahr der Reformation, in das wir am 31. Oktober eingetreten sind? Die Reformation war in angstbeherrschten Zeiten eine zutiefst *entängstigende* und darin dem Wesen nach weltoffene Bewegung.

Dies kommt auf unvergleichliche Weise zum Ausdruck in Luthers berühmtem Selbstzeugnis von 1545, in dem er seine bahnbrechende reformatorische Erkenntnis folgendermaßen beschreibt: „ ... *da habe ich angefangen, die Gerechtigkeit Gottes als die zu begreifen, durch die der Gerechte als durch Gottes Geschenk lebt, nämlich aus Glauben [...]* Nun fühlte ich mich ganz und gar neu geboren und durch offene Pforten in das Paradies selbst eingetreten.“¹ Martin Luther hat inmitten tiefer Lebensangst und übermächtiger Gottesangst die Kraft des Evangeliums neu erfahren: Als eine wunderbare Befreiung aus innerer Bedrängnis und Enge. Und in dieser Erfahrung wurde ihm klar: Das Evangelium öffnet uns über uns selbst hinaus für die Welt.

Die Reformation war trotz der Tatsache, dass Luthers reformatorische Erkenntnis und Sprachkraft gerade zu Beginn eine zentrale Rolle spielten, eine in sich plurale Bewegung. Sie hat Städter und Bauern, Gelehrte und Fürsten, Männer und Frauen dazu aufgerufen und befähigt, sich einen eigenen Reim auf die Güte Gottes zu machen.

Gerade so – nicht etwa durch einen von oben herab konstruierten Einheitsgedanken oder eine Uniformierung von Lebens- und Glaubensweisen, Frömmigkeits- und Gottesdienstkulturen – hat die Reformation die Welt bewegt und verändert. Und gerade so ist sie bis in unsere Gegenwart ein sprechendes Beispiel dafür, dass Gemeinschaft

¹ Vorrede zu Band 1 der Gesamtausgabe von Luthers lateinischen Werken WA 54, 185,12-187,5, 186 (zitiert nach Volker Leppin (Hrsg.), Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen: Reformation: Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen Bd. III Taschenbuch Neukirchen-Vluyn 2005, S. 22f.).

Pluralität nicht nur verträgt, sondern nötig braucht.

Luther nennt das Evangelium der Gerechtigkeit Gottes das entscheidende *Lebensmittel*. Es ist eine unerschütterliche Kraftquelle in Knappheitsempfindungen und Konkurrenzgefühlen, eine mächtige Gegenstimme gegen das Diktat der Angst. Eine Ressource, aus der heraus wir in den Angstdebatten gelassen und mutig unsere Stimme erheben können – und müssen.

II. Angst als Verengung von Wahrnehmung und Wirklichkeit

Das deutsche Wort Angst hat es von seiner indogermanischen Wurzel her mit Enge zu tun. Auch im biblischen Hebräischen bezeichnet der Begriff für Angst ursprünglich die Enge etwa eines Brunnenschachtes oder zweier eng aneinander liegender Steine. Grimms Wörterbuch definiert dementsprechend, die Angst sei nicht „*blosz mutlosigkeit, sondern quälende sorge, zweifelnder, beengender zustand überhaupt*“.²

Die Hirnforschung verankert die neurophysische Reaktion der Angst in einem kleinen, mandelförmigen Areal, das tief im Innern des Gehirns liegt und sich schwer abgrenzen lässt. Innerhalb von zwölf Millisekunden nach der als bedrohlich eingestuften Wahrnehmung erhöht es Muskeltonus und Herzfrequenz und versetzt den Körper in eine spontane Flucht- und Abwehrreaktion.³

Man muss nur sich selbst und die Mitreisenden in einem Flughafen oder auf einem Bahnsteig beobachten, wenn die Ansage durch den Lautsprecher tönt: „Wir bitten Sie, gut auf Ihr Gepäck zu achten und kein Gepäckstück unbeaufsichtigt zu lassen!“ Im selben Moment werden die Blicke und Gedanken eng; auf einmal scheint eine potenzielle Gefahrensituation in der Luft zu liegen, und – schlimmer noch – aus dem offenen Blickwechsel zwischen Menschen wird unwillkürlich ein abschätzendes Taxieren: „Warum guckt der junge Mann mit dem südlichen Teint und dem großen Rucksack so betont abwesend? Und sieht er nicht eigentlich gefährlich aus?“

Offenbar ist bei der Angst nicht nur der Körper, sondern immer auch ein Gemisch aus den unterschiedlichsten erlernten Erfahrungen, Erwartungen und Haltungen mit im Spiel.

Spätestens seit den Ereignissen der Kölner Silvesternacht 2015/2016 lässt sich solche Verengung von Wahrnehmung und Wirklichkeit nicht mehr nur in Flughäfen und auf Bahnsteigen beobachten. Verengte Empfindungen haben massiv Einzug gehalten in Talkshows, in die öffentlichen Debatten und Diskurse, in die Leitartikel renommierter Zeitungen – ja, auch in die Gespräche im eigenen Bekannten- und Freundeskreis. Weite Teile des gesellschaftlichen Klimas sind davon

² Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1 (A-Biermolke), Leipzig 1854, Sp. 358.

³ Jan Palmer, Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte, München 2012, S.9.

gezeichnet.

So widersinnig es klingt: Enge macht sich breit. Wobei dieses paradoxe Wortspiel eine präzise und besorgniserregende Pointe hat, denn das Ansteckungspotenzial von Angst und Enge ist durchaus hoch.

Enge macht sich breit in der Weltpolitik, wo sich Krisen, die teilweise seit vielen Jahren schwelen – sei es im Osten Europas oder in der Türkei –, zu blutigen und immer blutiger werdenden Konflikten entwickelt haben.

Enge macht sich breit in der EU, wo sich nationale Egoismen zu Verhärtungen und wechselseitigen Blockaden verdichten.

Enge macht sich breit in den Köpfen, in Leserbriefspalten, in Internetforen und im politischen Diskurs, wo Zerrbilder und Wahrnehmungsschablonen wabern, die alles, was fremd ist, stereotyp und pauschal als Bedrohung definieren. Zuweilen herrscht hier eine Stimmung vor, in der – so hat es die diesjährige Friedenspreisträgerin Carolin Emcke formuliert – diejenigen, *„die ein offenes, humanes Miteinander wollen, sich verteidigen [müssen]“* und nicht etwa *„die, die es unterwandern“*.⁴

Das ungebrochene und unermüdliche Engagement, die Leistungen und Erfolge von vielen tausenden Ehrenamtlichen werden in solchem Klima leichthin für irrelevant erklärt, bisweilen sogar verunglimpft.

Enge macht sich breit auch auf den Straßen und in der Öffentlichkeit, wie es vor Kurzem – am Tag der deutschen Einheit – die Repräsentantinnen und Repräsentanten von Staat und Gesellschaft erleben mussten und wie es tagtäglich viele andere erleben, die nicht im Fokus der Öffentlichkeit stehen, wohl aber im Fokus von verbaler und zunehmend auch körperlicher Gewalt. Enge so scheint es – droht sich auch breit zu machen – im Parteiensystem und in den Parlamenten, wenn rechtspopulistische Parteien zwar schamlos die Spielräume des Denkbaren und Sagbaren dehnen, aber eben damit offenbar die Räume für mutiges und wahrhaftiges politisches Handeln dramatisch einschränken.

III. „In der Welt habt ihr Angst.“

Fragt man nach der biblischen Sicht auf die Angst, so fällt zunächst auf, wie ehrlich und nüchtern hier von ihr die Rede ist.

Überdies ist der Angst ein klar begrenzter Platz zugewiesen. Ein Platz vor Gott.

Ich denke etwa an die Klagepsalmen, überaus berührende Zeugnisse von Enge und Angst. Sie schreien ihre Not in Gottes Ohren, bringen ihre Bedrängnis vor Gottes Augen und seufzen ihre in die Enge getrie-

⁴ Carolin Emcke, Gegen den Hass. Frankfurt am Main 2016, S. 18.

bene Seele in Gottes Herz – und eben darin weisen sie mitten in der Angst zugleich Wege aus ihr hinaus.

Ich denke an das beinahe strenge „Fürchte dich nicht!“, das nahezu immer der erste Satz ist, wenn Gottes Boten plötzlich in die Wirklichkeit einzelner Menschen treten. „Fürchte dich nicht!“, Das erklingt, wo die Geburt des Gottes- und Menschensohnes Jesus von Nazareth angekündigt wird. Es erklingt, wo die Botschaft von seiner Auferstehung sich Bahn bricht in die Welt. Offenbar rechnet dieses „Fürchte dich nicht!“ sehr nüchtern damit, dass es sogar beim Freudigsten und Heilvollsten nicht ohne die Realität der Angst abgeht.

Nicht zuletzt denke ich bei dem biblischen Wort Furcht an einen Satz Jesu. Am Schluss seiner Abschiedsreden im Johannesevangelium sagt Jesus seinen Jüngern kurz, bündig, ebenso lakonisch wie nahezu schroff auf den Kopf zu: „*In der Welt habt ihr Angst.*“ Um dann – nicht weniger bündig und vollmächtig – hinzuzufügen: „*Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.*“⁵

Mich fasziniert, wie offen in diesem Wort Jesu die Angst angesprochen wird als eine Wirklichkeit, die zum Leben in der Welt dazugehört. Als solche wird sie weder absolut gesetzt noch mit sich allein gelassen. Sie wird schlicht ernst genommen. Buchstäblich festgestellt – und somit daran gehindert, sich breitzumachen.

Jesus formuliert seinen kurzen Satz bemerkenswert präzise. Er sagt nicht: „*Vor der Welt habt ihr Angst.*“ Er sagt nicht: „*Vor der Welt müsst ihr Angst haben.*“ Und schließlich sagt er auch nicht: „*Ihr habt die Welt zu überwinden.*“

Dabei ist „*die Welt*“ gerade im Johannesevangelium durchaus ein Raum, der Gott und seinem Sohn mit Unverständnis, ja Feindschaft gegenübersteht. Zugleich aber und umso mehr ist es nun eben jene Welt, die Gott „*also geliebt*“ hat, „*dass er seinen eingeborenen Sohn gab*“.⁶ Darin liegt das Geheimnis dessen, was mit *Überwindung* der Welt gemeint ist. Es wäre schlecht um unseren christlichen Glauben bestellt, wenn er sich als Haltung der Weltflucht oder der Abschottung vor der Welt verstünde und sich vor den Karren eines dumpfen „Wir gegen die anderen“ spannen ließe.

IV. Ängste ernst nehmen? – Menschen ernst nehmen!

Immer wieder heißt es, in den gesellschaftlichen Verwerfungen unserer Tage komme es vor allem darauf an, die Sorgen und Ängste der Menschen ernst zu nehmen.

An dieser Empfehlung ist mindestens dies richtig, dass Aggressionen nicht kleiner werden und Vertrauen nicht wächst, wenn Menschen den

⁵ Johannes 16,33.

⁶ Johannes 3,16.

Eindruck gewinnen, niemand höre ihnen zu. Und wenn sie argwöhnen müssen, sie seien mit ihren Überzeugungen minderwertig und dürften deshalb nichts beitragen zum Miteinander in einem Ort, einer Region, einem Land und zu einem gelingenden Gemeinwesen.

Und es stimmt wohl auch, dass die Anwesenheit von Fremden als Fremden – die es ja schon lange gab, aber die uns seit dem letzten Jahr verstärkt zu Bewusstsein gekommen ist – eine grundlegende Irritation bedeutet. Diese Irritation gilt es zunächst einmal wahrzunehmen und anzuschauen und dann auch anzunehmen. Denn – so formuliert es der polnisch-englisch-jüdische Philosoph und Sozialwissenschaftler Zygmunt Bauman: „*Es gibt Freunde; es gibt Feinde. Und es gibt Fremde.*“

Fremde verunsichern uns wohl deshalb so tief, weil sie unsere fein säuberlich geordneten Weltbilder, unsere Lust am Schwarz-Weiß-Denken in Frage stellen.

Das macht die Sache so anstrengend.

Das macht sie – die Fremden – so anstrengend.

Und das macht uns so angestrengt.

So weit, so richtig. Aber daraus kann man – bei allem Verständnis und Verstehenwollen – nicht folgern, auch irrationale Ängste hätten plötzlich als handfeste Realitäten durchzugehen oder dürften gar zu ernsthaften Argumenten erklärt werden.

Gewiss, Ängste haben ihre eigene Logik; sie müssen nicht vernünftig sein. Ein Kind etwa, das davon überzeugt ist, unter seinem Bett sitze ein Monster, wird sich kaum beruhigen lassen von der Auskunft, Monster gebe es doch gar nicht.

Verantwortlichen Eltern wird – statt mit kurzfristig wirkenden Tricks dem Kind die Angst zu *nehmen* – auf lange Sicht daran gelegen sein, dass ihr Kind *mit* Ängsten und *mit* Unsicherheiten umzugehen lernt.

Allerdings: Ein gesellschaftlicher Diskurs ist kein Kinderzimmer. Und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an gesellschaftlichen Debatten haben das Recht, als Erwachsene wahrgenommen und behandelt zu werden. So – und nur so! – werden sie tatsächlich ernst genommen. Nicht ernst genommen werden sie dagegen, wenn man ihnen in immer kürzeren Abständen Scheinlösungen anbietet und wenn sich Teile der Medien und der etablierten Parteien der Logik von Gespensterjägern unterwerfen.

Ich bin überzeugt: Menschen ernst zu nehmen heißt gerade *nicht* zu erlauben, dass Ängste und Sorgen die gesellschaftliche Stimmungslage beherrschen.

Menschen ernst nehmen heißt *differenzieren* statt vereinfachen.

Die groben Argumente, die pauschalen Verdächtigungen, die simplen Lösungen, die Schwarz-Weißmalerei und die schnellen Schuldzuweisungen müssen wir uns verbieten.

Das gilt es zu betonen seit den ersten Tagen dieses Jahres, die sich mit dem Ortsnamen Köln verbinden. Und es gilt auch am Ende dieses Jahres, wo die Ortsnamen Freiburg heißen und Bochum.

Hier will ich zuallererst deutlich sagen, was selbstverständlich ist, aber offenbar doch gesagt werden muss. Dass nämlich die körperliche Unversehrtheit und die sexuelle Selbstbestimmung von Frauen – übrigens auch von Männern – und zumal Leib und Leben von Menschen, von Frauen und Männern, unantastbar sind.

Es gibt keine wie auch immer geartete Entschuldigung dafür, wenn sie verletzt werden – egal, ob die vermeintlichen Entschuldigungen kultureller, religiöser oder sozialer Natur sind.

Das gilt auf Schulhöfen, es gilt in Schwimmbädern, in öffentlichen Parks und bei Volksfesten und auf Universitätsgeländen.

Es gilt ebenso in ehelichen und unehelichen Schlafzimmern. Das gehört zu unserer Kultur, das muss und das kann man lernen.

Auch unsere Kultur hat es ja gelernt. Lange und mühsam. Dafür haben Frauen – übrigens auch Männer – lange gestritten, und das lassen wir uns weder nehmen noch lassen wir´s uns gefallen.

Genauso aber gehört es zu unserer Kultur, dass es keine Vorverurteilung geben darf, keine ungleichen Strafen und keinerlei pauschale Verdächtigungen. Jede Art von Sippenhaft aufgrund von Sprache, Herkunft, Aussehen oder Hautfarbe ist unzulässig.

Ebenso entschieden, wie wir unsere Kultur vor den einen schützen und verteidigen müssen, müssen wir von anderen harte Lernschritte verlangen und sie durchsetzen. Allerdings müssen wir uns selbst genauso streng an unseren eigenen Maßstäben messen.

Auch hier will ich Klartext reden: Es wäre dumm und platt, jeden Facebook-User als anonymen Hass-Schreiberling oder das ganze Internet als Kloake zu verdächtigen, weil ja auf Facebook bekanntlich Unmengen an menschenverachtendem und verfassungsfeindlichem Unflat verbreitet wird.

Es wäre absurd und unanständig, *die* Dresdener als Fremdenfeinde und Demokratieverächter zu verdächtigen, da man dort ja bekanntlich Woche für Woche Menschen solcherart Umzüge veranstalten.

Genauso so dumm und genauso platt, genau so absurd und unanständig wäre – nein *ist* es! – wenn wir anfangen, pauschal *die* Nordafrikaner, *die* Muslime oder *die* allein reisenden Flüchtlinge zu verdächtigen und vorzuverurteilen.

Oder wenn wir sie im Vergleich zu Angehörigen anderer Ethnien und Religionen nach juristisch anderen Standards behandeln.

Auch hier geht es um unsere Kultur. Wir dürfen es uns schlicht nicht erlauben, so zu reden, so zu schreiben oder auch nur so zu denken.

Fremdenangst und Demokratieverachtung gibt es in Dresden – und es gibt sie auch in Bielefeld und in Bochum.

Hasspropaganda und Kloakensprache gibt es im Internet – und es gibt sie auch in Büchern und allemal hinter mancher Stirn und mancher vorgehaltenen Hand.

Sexualisierte Gewalt gegen Frauen gibt es in arabischen Kulturen – und es gibt sie weiß Gott nicht nur da.

In allen diesen Fällen sind halbe Wahrheiten fast ganze Lügen.

Deshalb nochmals: Menschen ernst nehmen heißt *genau hinsehen* und *präzise formulieren*; Menschen ernst nehmen nötigt uns, zu unterscheiden zwischen Ursachen und Gegenständen von Angst.

Menschen ernst nehmen heißt: Nichts zum Tabu erklären, nichts schönfärben oder kleinreden; es heißt, Ängste so anzusprechen, dass die Enge sich nicht immer weiter ausbreitet, sondern Weite sich auf-tun kann.

Menschen ernst nehmen heißt: Einander die Wahrheit zuzumuten. Auch manche Wahrheit, die ängstigt.

V. Globalität und Humanität gehören zusammen

Eben hier liegt meines Erachtens die eigentliche gesellschaftliche und darin auch kirchliche Herausforderung, die sich mit der so genannten Flüchtlingskrise und ihren zahlreichen politischen Brechungen stellt.

Nach den ersten Wochen medialer Euphorie und Selbstbestätigung im Zusammenhang der viel beschworenen, an unzähligen Orten eindrücklich gelebten und dann plötzlich kritisch verunglimpften Willkommenskultur ließ sich beobachten, wie die Ankunft so vieler geflüchteter Menschen bei uns die hausgemachten Probleme, Versäumnisse und blinden Flecken von Jahrzehnten offenbar machte.

Wenn es stimmt, dass die so genannte Flüchtlingskrise, wie es Wolfgang Schäuble alemannisch-grimmig und zugleich euphemistisch formuliert hat, für Deutschland so etwas wie ein „*Rendezvous mit der Globalisierung*“⁷ gewesen sei – der Publizist und Philosoph Wolfram Eilenberger⁸ spricht weitaus drastischer vom Ende einer Lebenslüge, die darin bestand zu meinen, man könne sich vom Elend und den Konflikten der Welt abschirmen –, dann konfrontieren uns die Migrantinnen und Migranten mit einer durchaus unangenehmen Wahrheit. Diese Wahrheit war uns zwar immer schon bewusst, aber nun hat sie konkrete Gesichter erhalten. Ganz in unserer Nähe, hautnah wahrzunehmen.

Sie besteht in der himmelschreienden Ungleichheit und Ungerechtig-

⁷ Passauer Neue Presse, 04.02.2016.

⁸ Zitiert nach Aleida Assmann, Was wir aus Flucht und Vertreibung des 20. Jahrhunderts lernen können. Der europäische Traum, Herder Korrespondenz 70. Jahrgang (2016), Heft 9, S. 13-16, 15.

keit in der Verteilung von Lebenschancen. Sie besteht darüber hinaus in der Erkenntnis, dass es kein wirklich tragfähiges Argument gibt, mit dem sich diese Ungleichheit und Ungerechtigkeit rechtfertigen ließen. Hier sind wir mit unserer Menschlichkeit gefragt. Hier steht unser Lebensstil zur Debatte; es geht um unser Wirtschaften, unser Kommunizieren und unseren Überfluss. Wir wissen sehr genau, dass wir nicht so leben könnten, wie wir leben, wenn alle Menschen dieser Erde unseren Lebensstil für sich beanspruchen würden.

Genau wie die geflüchteten Menschen macht auch unsere christliche Verantwortung nicht an den Außengrenzen Deutschlands oder Europas halt. Der Zusammenhang zwischen Globalität und Humanität bleibt bestehen, auch wenn derzeit in Europa und leider auch in Deutschland auf das Scheitern der gemeinsamen Abschottung mit dem Versuch je eigener Abschottung reagiert wird, man also die Festung Europa in viele kleine Unter- und Außenfestungen umzubauen versucht. Der Zusammenhang bleibt bestehen, weil Verantwortung und Menschlichkeit sich nicht durch Obergrenzen deckeln oder delegieren lassen. Der politische Horizont eines Landes und einer Gesellschaft, die weltweit wirtschaften, Urlaub machen und konsumieren, kann nicht am Bosphorus oder vor der Küste Libyens und schon gar nicht am Grenzübergang Füssen-Reutte enden.

Der Zusammenhang von Globalität und Humanität bleibt auch deshalb bestehen, weil seine Kehrseite die Unmenschlichkeit wäre – und zum Teil leider schon ist. Eine Inhumanität, die man den Fremden zuschreibt, wenn man sich weigert, sie zuerst als Menschen und Hilfebedürftige wahrzunehmen, und sie stattdessen stereotyp zu Problemträgern erklärt, ja gar zu Frauen-, zu Demokratie-, zu Freiheits- und Menschenfeinden. So scheint es dann nicht nur möglich und erlaubt, sondern geradezu erforderlich, sie zu hassen. Dieser Mechanismus des Hassens beginnt bereits lange bevor es zu handgreiflicher Gewalt kommt. Er beginnt bei oberflächlichen Blicken, undifferenzierten Argumenten und pauschalen Urteilen. Und er beschämt und beschädigt – was oft vergessen wird – keineswegs nur die Geflüchteten, sondern auch unsere eigene Humanität und die humanen und zivilen Grundlagen unseres Zusammenlebens.

In diesen Kontext gehört schließlich noch eine weitere unangenehme und beängstigende Wahrheit.

Sie zeigt sich in der erhellenden – und tragikomischerweise erheitern- den – Kombination von Ängsten, die der polnische Außenminister Witold Waszczykowski Anfang dieses Jahres in einem viel zitierten Interview mit der Bildzeitung⁹ heraufbeschwor. Ich greife dieses Interview heraus als Beispiel für einen Rechtspopulismus, wie er leider auch in Deutschland anzutreffen ist. Waszczykowski benannte, vielleicht erinnern Sie sich, einen „*Mix von Kulturen und Rassen, eine*

⁹ 04.01.2016.

Welt aus Radfahrern und Vegetariern, die nur noch auf erneuerbare Energien setzen und gegen jede Form der Religion kämpfen“ – die Feministinnen und Homosexuellen hatte er wohl vergessen –, die man dem traditionsliebenden Polen aufzwingen wolle.

Es geht mir nicht darum, ob und wie diese Äußerung – die auch in Polen wohl eher Unverständnis und Kopfschütteln ausgelöst hat – eine echte Überzeugung darstellt oder ein eher ungeschickter Versuch politischer Stimmungsmache war. Schon gar nicht maße ich mir an, die polnische Politik zu kritisieren. Was jene exemplarische Äußerung erhellend und erwähnenswert macht, ist die – in sich abstruse, aber eben darin womöglich durchaus präzise – Kombination von Ängsten, die in ihr steckt. Sie appelliert an die Mitglieder einer einheimischen, weißen, heterosexuellen, traditionell-religiösen und männlich dominierten Kultur, die einmal die Einheits- und Mehrheitskultur war und die sich zumindest in Teilen mit der Erfahrung schwertut, dass es neuerdings auch „normal“ sein soll, anders „normal“ zu sein als man selber „normal“ ist. Da werden dann kurioserweise sogar Vegetarier und Fahrradfahrerinnen als bedrohlich wahrgenommen.

Von solchen Ängsten und solchen Haltungen sind wir – dafür sprechen mehrere Studien – leider auch innerhalb unserer Kirche und nicht frei.¹⁰

Dass geflüchtete und zugewanderte – also „anders normale“ – Menschen bei uns in Deutschland sesshaft und heimisch werden, gehört zu unserer gesellschaftlichen Realität. Diese Realität wird auch unsere Kirche auf Dauer verändern. Das fordert einiges von uns – und es birgt große Chancen. Uns wird dadurch neues Lernen zugemutet und manches Umdenken abverlangt – und uns wird dadurch vermutlich Unerwartetes ermöglicht und geschenkt. Jedenfalls wird unsere Kirche dadurch anders. Anders als so, wie wir es bisher für „normal“ hielten. Für das Jahr 2018 planen wir in unserer Landeskirche die Erstellung einer Hauptvorlage, deren vorläufiger Arbeitstitel lautet: *„Kirche in der Migrationsgesellschaft“*. Mit geflüchteten und zugewanderten Menschen gemeinsam Kirche zu sein halte ich für eine der großen – und verheißungsvollen! – Herausforderungen in der näheren Zukunft.

¹⁰ Welche Wahrnehmungen, welche Kränkungen und welches Konfliktpotenzial hier liegen, wird mir deutlich, wenn ich in Leserbriefen und Zuschriften – von denen die allermeisten übrigens Höflichkeit und Form wahren – die Frage lese, wie es denn sein könne, dass „die Kirche“ zwar offenbar viel Geld für Flüchtlinge, Klimawandel und Frauenfragen übrig habe, aber angeblich keinerlei Finanzierungsmöglichkeiten für das eigene Gemeindehaus.

Oder wenn ich wahrnehme, wie auch in Kirchengemeinden, in Presbyterien und Kreissynoden, mitunter dieselben Muster der Klage und Vorwürfe gegen „die da oben“ bemüht werden, wie sie – um einige Tonlagen rauer – auch gegen „die Politik“ kursieren.

VI. Glaube zwischen Angst, Sicherheit und Gewissheit

Martin Luther wusste zeitlebens aus eigener Erfahrung, was Angst ist. Mehr noch: Sein oft starres Freund-Feind-Denken und seine erschütternden Äußerungen über das Judentum und jüdische Menschen zeigen erschreckend deutlich, wie stark Ängste die Wahrnehmung und die Wirklichkeit verengen. Und wie solche Verengung schließlich zu Gewalt führen kann. Dies gilt es offen und nüchtern einzuräumen.

Trotz – oder womöglich gerade wegen – seiner eigenen Angstbesetzung war Luther ein besonders sensibler, seelsorglicher und theologisch kluger Analytiker der Angst.

Davon zeugt seine auf den ersten Blick scheinbar haarspalterische, tatsächlich jedoch so überaus wichtige und hilfreiche Unterscheidung von Gewissheit und Sicherheit, von *certitudo* und *securitas*.

Gewissheit, *certitudo* – so Luther – lebt von einer tragenden Beziehung. Sie verlässt sich darauf, dass Gott mir trotz meiner Untreue treu bleibt. Dass Gott mich liebt, obwohl ich ihn oft nicht liebe. Und dass ich im Raum seiner Liebe leben und lieben lernen soll – und kann. So versteht Luther den Glauben: Als ein Leben in solcher Gewissheit.

Von der Beziehungs-Gewissheit streng unterschieden, ja sogar klar getrennt ist das, was Luther mit dem Begriff *securitas* bezeichnet. *Sicherheit als der* nicht auf Beziehung angewiesene, in keiner Beziehung stehende und keiner Beziehung verantwortliche Versuch, sich durch und durch selbst zu sichern. *securitas* will Sicherheit durch innere oder äußere Eigenschaften oder Besitzstände, durch technische oder instrumentelle Mittel herstellen. Dieses Ansinnen, so kann Luther sinngemäß formulieren, wird schlimmstenfalls ins glatte Gegenteil umschlagen: „*Je mehr ich sicher, securus, bin, desto weniger bin ich gewiss certus.*“¹¹

Luther formuliert diesen Gedankengang als einen streng theologischen. Aber er wird uns sofort einleuchten, wenn wir ihn etwa auf unsere menschlichen Liebesbeziehungen übertragen. Die werden gerade dort verletzlich, zerbrechlich und unsicher, wo wir sie in die Logik der Sicherheit überführen und beweisbar machen wollen.

Auch im öffentlichen und gesellschaftlichen Raum wächst offenbar das Gefühl von Unsicherheit, wo die Beziehungsdimensionen fehlen. Ängste voreinander und vor dem Fremden sind dort am größten, wo es keine Begegnung, keine Verlässlichkeit, kein Zusammenleben gibt.

Umgekehrt nehmen Ängste – das erfahren Menschen an ungezählten Orten in unserer Kirche, und das gilt exemplarisch für Begegnungen zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten – überall dort ab, wo Leben geteilt und Beziehung ermöglicht wird.

¹¹ Zitiert nach Julius Schniewind, Gewißheit nicht Sicherheit. Zur reformatorischen Unterscheidung von *certitudo* und *securitas*, Die Furche 21 (1935), 467-480, S. 472.

In einer seiner Predigten beschreibt¹² Luther die Angst als Folge realistischer Wahrnehmungen und existenzieller Einsichten: Die eigene Endlichkeit rückt auf den Leib, die eigene Fehlerhaftigkeit. Eigenes Unvermögen wird deutlich – und die Erkenntnis, hinter den eigenen Erwartungen und Lebenszielen meilenweit zurückgeblieben zu sein. Auch wenn dies zunächst sehr persönliche und individuelle Wahrnehmungen sind, lassen sich deren Grundzüge auf die Kirche und auf unser gesellschaftliches Zusammenleben übertragen.

Buchstäblich teuflisch – so Luther – werden solche Wahrnehmungen realer Defizite und Einsichten in unvermeidliche Gefährdungen, wo sie sich absolut setzen und dadurch übermächtig werden. Sie kommen dann mit dem Anspruch daher, als sei mit ihnen alles über uns entschieden und alles über und gesagt – und als habe Gott in Jesus Christus nicht genau in dieser Sache bereits sein mächtiges Widerwort gesprochen.

Christen sind – weiß Gott – keine angstfreien Wesen. Der Kirche ist vieles versprochen, aber nicht die Freiheit von Angst. Uns ist verheißen und zugemutet, dass wir uns im Vertrauen auf Gottes Güte und Gerechtigkeit lösen können aus der Fixierung auf uns selbst.

Dass wir hinauskommen können über unsere je persönlichen und gemeinsamen Identitätssorgen und Verlustängste. Im Hören auf die machtvolle Gegenstimme Gottes, die uns frei macht zu uns selbst und die uns in die Beziehung ruft zu den nahen und fernen Nächsten.

Um es mit Martin Luther zu sagen: *„Suche dich nur in Christus und nicht in dir, so wirst du dich ewiglich in ihm finden.“*¹³

¹² Ein Sermon von der Bereitung zum Sterben [1519] (WA 2, 685-697). Vgl. Bernd Hamm, *Der frühe Luther. Etappen reformatorischer Neuorientierung*, Tübingen 2010, 115-164.

¹³ „Suche dich nur in Christo und nit in dir so wirstu dich ewigklich yhn [=in] yhm finden“, zitiert nach Bernd Hamm, a.a.O., 146.